Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT"

Nr. 16 Lemberg, am 21. Ostermond (April) 1929

Jenny macht Karriere

Von Hans Bachwitz.

(Schluß.)

In Wien wartete Herr Matzikel am Bahnhof. Neben ihm saß gelangweilt Herr Pips. Jenny erblickte das Paar schon vom Wagenfenster aus, als der Zug einrollte. „Oh — das ist aber ein Zufall!" rief Jenny. „Da steht der ehrenvolle Ruf und hat Rosen in der Hand!"

„Der ehrenvolle Ruf?" Arco lachte.

„So nannten wir ihn im Hotel," erklärte Jenny.

„Nun, so laß dir sagen: diesem ehrenvollen Ruf verdanke ich deine Bekanntschaft. Er ist nämlich ein sehr geschickter, sehr taktvoller und sehr gewissenhafter — Detektiv!"

„Himmel!" erschrak Jenny, „der kann sich aber verstellen! Du!" rief sie hastig, als der Zug schon hielt, „vor dem sagen wir uns aber Sie!"

Der ehrenvolle Ruf begrüßte die Herrschaften sehr ehrerbietig und übergab Jenny die Rosen. Sie nahm sie und bedankte sich bei dieser Gelegenheit nachträglich für das schöne Abschiedsbukett. Es wäre ihm ein Vergnügen gewesen, meinte der ehrenvolle Ruf und forderte Herrn Pips energisch auf, der Dame eine Pfote zu geben. Was Herr Pips denn auch um des lieben Friedens willen sehr nonchalant tat.

Herr Matzikel berichtete, daß Herr Görlitzer jun. heute früh angerufen und sich erkundigt habe, mit welchem Zuge Arco und Jenny zurückkehrten. Er habe genaue Auskunft erteilt. „Ich möchte wetten," argwöhnte Jenny, „daß er nur Angst um seine Modelle gehabt hat!"

„Den Eindruck hatte ich von ihm nicht," verwies Bestleben milde.

„Da kennst du Görlitzern schlecht!" sagte Jenny und steckte gleich darauf das blutrote Gesicht in die Rosen. Hatte sie sich doch wirklich versprochen und zu Arco in Matzikels Gegenwart „Du" gesagt! Aber der ehrenvolle Ruf verzog keine Miene, und nur Herr Pips hob das eine Ohrwaschel. Aber es war nicht festzustellen, ob er damit andeuten wollte, daß er etwas „gespitzt" habe. „Hier sind auch die Bettkarten!" bemerkte Herr Matzikel und gab Bestleben zwei Scheine, die der hastig nahm und in die Tasche steckte. Man rief zum Einsteigen. Rasch wurde Abschied genommen, und als der Zug langsam anfuhr, stand Herr Matzikel stramm, den Hut in der Hand, wie der Führer einer Deputation. Herr Pips kehrte der ganzen Angelegenheit den Rücken.

„Was hat dir denn der ehrenvolle Ruf da für Scheine gegeben?" fragte Jenny, als sie mit Arco in ihr Abteil zurückgekehrt war. „Ob sie etwa nicht Schlafwagen fahren wolle?" fragte Arco. „Das käme sehr darauf an," erwiderte Jenny so ernst, daß Bestleben betroffen aufsah. Wie streng und kalt die Schwarzamselaugen blicken konnten. Ordentliche Feldwebelaugen, dachte Arco, und er verstand Jennys stummen Zorn. „Schäfchen," sagte er und es klang unsagbar zärtlich, „natürlich hat jeder sein Abteil für sich!"

„Anders habe ichs auch von dir nicht erwartet!" lobte Jenny und die Schwarzamselaugen lachten wieder.

Zum Abendbrot im Speisewagen kam es dann doch dazu daß Jenny Herrn Dr. Hüngerl vorstellte. „Es ist mir ein besonderes Vergnügen, Herr Generalkonsul!" verbeugte sich der Gelehrte. Und dieses Mal war es an Arco, rot zu werden. Durfte er vor diesem feinen, anständigen Menschen die Maske des Generalkonsuls behalten? Was in Adlersgreif unter dem Zwange der Notwendigkeit geschehen war, was dann einer tollen Laune gefiel, wurde hier zweifelhaft, beinahe bewußt Irreführung. Arco räusperte sich:

„Mein werter Herr Doktor!" hub er an, „ich habe so viel Gutes und Ehrenvolles von Ihnen gehört, daß es von mir unverantwortlich wäre, einen Irrtum Ihrerseits aufrecht zu erhalten, an dem weder Sie, noch ich, noch diese Dame — sondern einzig die Verhältnisse schuld waren. Ich bin nicht der Generalkonsul Pasada. Laß mich reden, Jenny! Es würde zu lange dauern, wollte ich Ihnen hier auseinandersetzen, welche Zwangslage die Pseudonymität erforderte, es muß Ihnen genügen, wenn ich Ihnen versichere, daß kein unlauteres Motiv dabei entscheidend war. Es wird mich freuen, wenn Sie mir in Berlin Gelegenheit geben, durch eine lückenlose Sachdarstellung Ihr Vertrauen zu gewinnen. Mein Name ist Arco von Bestleben — die Dame heißt Jenny Wichler!"

„Sie erzählen mir nichts Neues!" erwiderte bescheiden und beinahe geniert Dr. Hüngerl.

Arco und Jenny waren paff. Wie denn? Hüngerl wußte, daß sie nicht das Ehepaar Pasada waren. Woher kam ihm diese Wissenschaft?

Rötlich überhaucht förderte der Gelehrte einen kleinen Papierknäuel aus der Tasche. „Ich sah zufällig," erklärte er, und es war ihm sichtbar sehr peinlich, „wie Sie heute morgen im Schreibzimmer zu Adlersgreif ein Telegramm aufsetzten. Scheinbar sahen Sie aber dann davon ab, es befördern zu lassen, denn sie zerknüllten es und steckten es in die Tasche ihres Beinkleides. Leider etwas unachtsam, denn als Sie sich erhoben, fiel der Knäuel zur Erde. Sie entfernten sich rasch, und ich hob ihn auf, da ich mir sagte, er dürfe wohl nicht in unrechte Hände geraten, sonst hätten Sie ihn ja nicht in die Tasche gesteckt. Entschuldigen Sie gütigst, daß ich in unverzeihlicher Neugier das Papier öffnete!" Er reichte den Knäuel Arco und tat, als müsse er sich schnäuzen, um seine Verlegenheit zu verbergen.

Auf dem Formular stand: „Doppgötz, Berlin. Eintreffe morgen abend mit Frl. Wichler und allen Modellen. Gruß Bestleben."

„Hm!" Arco sah Jenny, Jenny sah Arco an. Hüngerl schnäuzte sich wiederholt. Dann streckte Bestleben dem Gelehrten die Hand hin:

„Herr Doktor, Sie haben uns einen großen, großen Dienst erwiesen. Welches Glück, daß das Papier nicht in unrechte Hände kam. Es hätte große Verlegenheiten bereitet. Innigen Dank!"

„Recht innigen Dank, mein lieber, lieber Doktor Hüngerl!" Jenny hatte Tränen in der Stimme, als sie Hüngerl gleichfalls die Hand reichte. Der hatte sich erhoben und verneigte sich dauernd in kleinen, ruckweisen Stößen, wie ein Kandidat, dem man zum bestandenen Examen gratuliert.

„O bitte sehr, bitte sehr — — ich tat es ja gern — — es ist nicht mein Verdienst — — im Gegenteil: ich war eigentlich sehr indiskret — aber ich sagte mir: wenn das Papier nicht so wichtig gewesen wäre, hätten Sie es ja wegwerfen können — — Und, nicht wahr, Sie nehmen mir meine, wie gesagt, unverzeihliche Neugier nicht weiter übel?"

Jenny drückte ihm unter Tränen lachend die Hand: „Lieber, lieber Kerl!" sagte sie ganz leise. Arco von Bestleben wunderte sich, daß es solche Menschen überhaupt noch gab, und dann freute er sich darüber, weil es solche Menschen ja wohl überhaupt nur in deutschen Landen geben konnte.

„Jetzt trinken wir auf Ihr Wohl, Doktor!" rief er. Aber Dr. Hüngerl bat, gütigst davon absehen zu wollen. Erstens sei er seit vielen Jahren überzeugter Abstinenzler — nein wirklich, es bekomme ihm schlecht, er vertrage gar nichts, er nehme es dankbarst für genossen — und dann sei ja die Kleinigkeit einer solchen Auszeichnung gewiß nicht würdig, nein, gewiß nicht! — eher habe er wohl Tadel verdient, und das einzige, was ihn entschuldige, sei der gute Glaube, in dem er gehandelt habe. Ja — und es sei auch schon spät, und wenn man ihm gestatte, sich zurückzuziehen — — er habe die Herrschaften schon über Gebühr in Anspruch genommen. Nein wirklich — nochmals vielen Dank — — es sei zu gütig — ja — und — — recht gute Nacht!

Worauf er sich hastig verbeugte und mit seinen kurzen, trippelnden Schritten, den Schritten der Kurzsichtigen und Schüchternen, davoneilte.

„Ist das ein braver, lieber Mensch!“ meinte Arco.

„Was habe ich dir gesagt?“, triumphierte Jenny, „ich kenne doch die Männer!“

Eigentlich war es doch ein bißchen peinlich, mit einem bei aller Sympathie doch fremden Herrn in den Schlafwagen zu gehen. Um so peinlicher, als die Abteile nebeneinander lagen. Aber schließlich: wußte man denn immer ganz genau, mit wem man zusammen reiste? Auf Reisen liegt offenbar immer höhere Gewalt vor. Und so wünschte Jenny ihrem neuen Duzfreund mit leidlich fester Stimme „Gute Nacht!“

Der wollte ihre Hand länger halten, als es zum Abschied nötig gewesen wäre. „Kleine Jenny“, flüsterte er. Da riß sie schnell ihre Hand fort, schob die Tür ihres Abteils zurück, huschte hinein und riegelte ab. Arco aber blieb, an die Tür seines Abteils gelehnt, stehen, zündete sich eine letzte Zigarette an und kam in eine wunderliche Stimmung.

Zum Teufel — da war er nun 34 Jahre alt geworden, ein zufriedener Junggeselle von guter Stellung in auskömmlicher Lage. Er hatte seine Arbeit, seine Freude, seine Zerstreuungen. Er reiste, wenn er die Lust dazu verspürte, er arbeitete rastlos, wenn es sein mußte, er war geachtet, beliebt, von manchem Mädchen begehrt. Aber nie hatte er daran gedacht, sich an eine zu binden. Das gab dann nur Mißverständnisse, und er wußte aus seiner Praxis, daß eigentlich der einzig vernünftige Grund zum Heiraten der Scheidungsgrund war. Und nun war ihm da in einer Wegkreuzung dieses kleine Mädel begegnet, diese Jenny Wichler. Ein Mädel aus dem Volke, sicherlich, aber aus dem guten, unverdorbenen, ehrlichen, geradsinnigen Volke, dem anzugehören er stolz war. Und zum erstenmal spürte er etwas, was er bislang noch nie gespürt hatte, wenn er mit den elegantesten, schönsten, gebildetsten jungen Damen seiner Kreise gescherzt, getanzt, geflirtet hatte — sein Herz nämlich. Es war merkwürdig — dieses Gefühl. Vielleicht auch lags nur an dem schummrigen Halbdunkel in dem leisen federnden Wagenkorridor, vielleicht war die Zigarette zu weich und lind. Er zwang sich zu kühler Reflexion. Keine Sentimentalitäten, Arco! Das Herz wird bestimmt ruhiger werden — ob aber die Ehe etwas besonders Ruhiges ist? Freilich, ein Staatsmädel war die Jenny sicher. Und hatte ein Examen hinter sich, das nicht jede dermaßen summa cum laude besteht! Und wenn man schließlich bedenkt — — —

Die Tür vom Nebenabteil ward behutsam zurückgeschoben, Jenny erschien, völlig angekleidet, auf der Schwelle. Sie erschrak, als sie Arco erblickte: „Herr Doktor, Sie — — Du — — schlafen noch nicht?“

„Ich bin gar nicht müde!“

„Komisch! Ich nämlich auch nicht. Mir ist ganz sonderbar zumute — das Herz schlägt so laut — —“

„Das Herz!“ Er sah sie zärtlich an, nahm ihre beiden Hände. Sie sträubte sich nicht, aber sie blickte zur Seite. In diesem Augenblick überfuhr der Zug eine scharfe Kurve, die Räder kreischten, der Wagen neigte sich schief, und die Wucht des Anpralls schleuderte Jenny geradewegs in Arcos Arme. Und es war vermutlich nur diesem etwas gewalttätigen Zufall anzukreiden, daß ihr Bestleben einen Kuß gab, der leider auf die Nase geriet. Aber als der Zug schon längst wieder auf gerader Strecke dahinbrauste, lag Jenny immer noch in Arcos Armen, und er küßte sie immer noch — jetzt allerdings zwei Zentimeter unterhalb der Nase.

„Arco, was tust du?“ flüsterte Jenny mit geschlossenen Augen. Es war bestimmt nur ein Traum.

„Ich verlobe mich“, erläuterte Bestleben sein Tun, „willst du mir nicht gratulieren, kleine Jenny?“ Und er drückte sie so fest an sich, daß sie beinahe keine Luft mehr hatte. Aber es war dennoch wunderschön, weil es bestimmt kein Traum war.

Und sie schlang ihre Arme um seinen Hals. „Ob ich dir gratuliere,“ rief sie, „aber von ganzem Herzen!“ Und sie küßte, küßte den ersten Mann in ihrem Leben, am Ende ihres Bummels durch die Männer.

*

Auf dem Perron des Anhalter Bahnhofs standen Frau Wichler und Herr Görlitzer. Dieser mit Blumen. In zwei Minuten sollte der Wiener Schnellzug einlaufen.

„Ich bin ja so aufgeregt!“, wimmerte Mama Wichler. „Herr Jörlitzer, wenn Sie man und Sie hätten ne Ahnung, wie aufgeregt ich bin. Das hämmert in meine Adern wie'n Maschinengewehr!“

„Dazu liegt doch wahrhaftig kein Grund vor,“ meinte Herr Görlitzer.

„Das ist das Mutterherz, Herr Jörlitzer, das verstehn Sie nicht! Sie sind eben niemals Mutter jewesen!“

„Nee!“, gab Herr Görlitzer zu, „könnt mir gerade noch fehlen!“ Da brauste der Expreß in die Halle.

„Ach Jott, ach Jott!“ meinte Mama Wichler, „ob se man und se is wirklich mitjekommen, ob se ooch jesund is ob ihr niemand nischt jetan hat. Die Welt is ja so schlecht! Und wer weiß — — Jenny!! Jenny!!!“ schrie sie plötzlich und lief ihrer Tochter entgegen.

Es gab ein teils belustigtes, teils gerührtes Wiedersehen. Görlitzer überreichte Jenny die Blumen. „In Anerkennung Ihrer Verdienste um die Firma“, sagte er, „und dann reden wir über die Gehaltserhöhung.“

„Oh — —“ Jenny sah auf Bestleben, der schmunzelte.

In diesem Augenblick ging ein schmaler, junger Mann vorüber, in einem unmöglichen schwarzen Anzug, Stahlbrille im Stubenhockergesicht, ein Segeltuchköfferchen in der Hand und unterm Arm einen alten Schmöker mit vielen Lesezeichen. Er grüßte etwas linkisch weil er nicht gleich wußte, ob er den Schmöker oder den Segeltuchkoffer sollen lassen sollte, um eine Hand für den Hut freizubekommen.

„Was ist das fürn schlecht ausm Ei gekrochener Sperling?“ fragte Görlitzer.

„Das ist Herr Doktor Hüngerl,“ fuhr Jenny auf, „ein sehr netter, feiner und hochgebildeter Mann! Jawohl! Und,“ mit Blick zu Arco, „er muß mein Trauzeuge sein!“

„Trauzeuge??“ fragte verplex Herr Görlitzer.

„Jennychen!“ Mama Wichler war erschrocken. „Hab doch erst mal 'n Bräutigam!“

„Bitte sehr, hier ist er!“ rief Bestleben vergnügt und tippte sich auf die Brust.

„Nanu, nanu!!!“ Görlitzer machte runde Glotzaugen.

„Um Gottes willen!“ Mama Wichler zeigte Neigung, in Ohnmacht zu fallen.

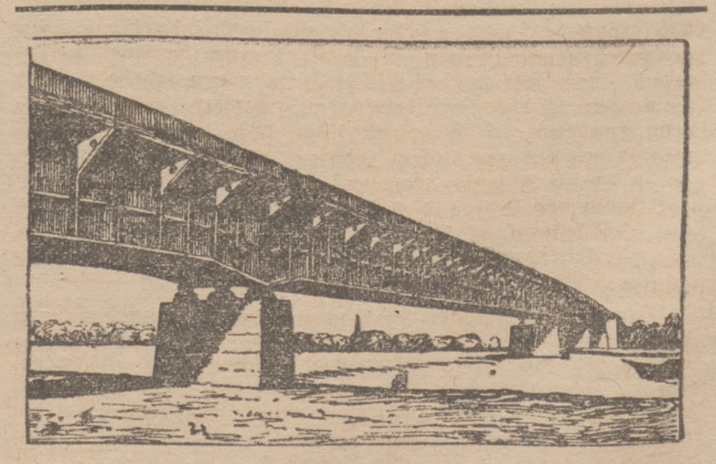
„Jawohl!“ erklärte Jenny. „Wir haben uns nämlich unterwegs verlobt!“

„Und in vier Wochen ist Hochzeit,“ bestimmte Arco, „wenn die Herrschaften nichts dagegen haben.“

Görlitzer ließ es sich nicht nehmen, das Brautpaar und Mama Wichler in seinem Auto zu Dressel zu fahren, wo sofort ein Verlobungsfrühstück improvisiert werden sollte. An einer Kreuzung mußte der Wagen halten. Eine Straßenbahn fuhr vorüber. Auf dem Vorderperron stand Dr. Hüngerl mit seinem Segeltuchköfferchen. Er grüßte sehr devot. „Gott sei Dank,“ dachte er, „sie hat keine Ahnung, daß die tausend Schillinge von mir kommen. Es wäre ihr doch sicherlich sehr peinlich gewesen. Und mir auch!“ Die Bahn fuhr weiter, das Auto sprang an.

Es gibt Menschen, die dazu bestimmt sind, auf leisen Sohlen durch das Leben der andern zu gehen, immer eine halbe Stunde hinter dem Glück, von dem sie keine Ahnung haben.

Ende.



Eine neue Elbbrücke in Dresden

deren Bau im Frühjahr begonnen wird. Das Hauptjoch der Brücke wird mit einer Spannweite von 110 Metern den Strom überqueren.

Bunte Chronik

Doppelter Irrtum

In Catania lebt eine Witwe, Anna Bruno-d'Errico, die ihren Mann vor einundzwanzig Jahren bei dem furchtbaren Erdbeben in Messina verlor. Sie heiratete nicht wieder, sondern widmete sich ausschließlich der Erinnerung an den teuren Verstorbenen und der Erziehung ihrer vier vaterlosen Kinder.

Vor einiger Zeit brauchte sie zur Regelung einer Versicherungsangelegenheit verschiedene amtliche Papiere, darunter auch den Totenschein ihres Mannes. Zu ihrem Erstaunen erklärte man ihr auf dem Amt, es müsse ein Irrtum ihrerseits vorliegen; nicht ihr Mann sei nämlich damals bei der großen Katastrophe umgekommen, sondern sie selbst. Nur mit Mühe gelang es der Frau, den Beamten von ihrer einwandfreien Lebendigkeit zu überzeugen.

Die Folge war, daß tags darauf der vierundsechzigjährige Gennaro d'Errico in Neapel wegen Bigamie verhaftet wurde. Der alte Mann begriff zuerst gar nichts und fiel dann aus allen Wolken, als er erfuhr, daß seine längst totgeglaubte Anna nebst sämtlichen vier Kindern wohl und munter sei. Da er nachweisen konnte, daß er im besten Glauben gehandelt hatte, als er im Jahre 1911 eine zweite Ehe einging, mußte man ihn wieder freilassen. Er hatte damals anstandslos die erforderliche behördliche Bescheinigung über den Tod seiner ersten Gattin erhalten.

Somit ist also Herr Gennaro d'Errico glücklicher Besitzer zweier rechtmäßiger Gemahlinnen. Da solches in einem ordentlichen europäischen Staate unzulässig ist, zerbricht man sich an den zuständigen Stellen jetzt den Kopf darüber, wie dem Uebel abzuhelfen sei. Wenn sich nicht mehr viel dagegen tun läßt, so müßte doch eigentlich zum mindesten irgendjemand dafür bestraft werden. Aber wer? Man kann von den Behörden nicht verlangen, daß sie sich selber wegen Verleitung und Beihilfe zur Vielweiberei einsperren.

Liebe, eine Infektionskrankheit

Sagt Professor Vachet und beweist es.

Was ist und bis zu welchem Ende betreibt man die Liebe?

Pierre Vachet, Professor an der Hochschule für Sozialwissenschaften in Paris hat es verkündet. Liebe ist nichts als eine Krankheit wie jede andere, wie die Grippe, der Keuchhusten, die Masern, eine Kinderkrankheit, die keinem erspart bleibt, die jeder einmal am eigenen Leibe erfahren haben muß. Es gibt kein Serum gegen sie, keine Heilmethode, ihre Symptome ändern sich stetig mit dem jeweiligen Heftigkeitsgrad der Erkrankung!

Ja, aber wird man fragen, und die übermächtige, alles bestimmende Rolle, die die Liebe in der Kunst und in den Wissenschaften spielt? Alles nur Erkrankung? Selbstverständlich, antwortet Professor Vachet. Diese Rolle ist ja nichts weiter als eine falsche Orientierung unserer Einbildungskraft. Diese tückische Krankheit ist wirklich hochgradig ansteckend.

Wir alle tragen den Keim in uns, der jedoch dann erst gefährlich wird, wenn wir anfangen zu fiebern und uns halbwahnsinnig zu benehmen, was man gemeinhin mit Liebesrausch bezeichnet. Dann ist der kritische Moment gekommen, dann heißt es schleunigst einen tüchtigen Seelenarzt aufzusuchen, der imstande ist ganz vorsichtig Schritt für Schritt, durch allmähliche moralische Beeinflussung unsere Krankheit zu heilen. Er wird eine Atmosphäre der Ruhe in und um uns schaffen und uns durch eine individuelle therapeutische Kur in unseren Normal-, d. i. der Gesundheitszustand, zurückführen. Und dann ja aufpassen, daß man nicht wieder angesteckt wird!

„Denn," erklärt Professor Vachet, „die Liebe ist als Krankheit ein Phänomen, das durch rein physische Anziehung verursacht wird. Die Uebertragung dieser Erkrankung geschieht durch Gesichts-, Gehör- und Geruchsempfindungen. Das Gehirn und der Geist umkleiden die Krankheit dann nur mit dem herkömmlichen idealistischen Dekor. Die Grundlage dieser durch Jahrhunderte hindurch als größte gepriesenen Leidenschaft ist nichts als körperliche Anziehung. Wo kein Begehren ist, da ist auch keine Liebe!"

Die Reihe der „Ja — aber", die hier einzuflechten wären, ist unendlich. Aber Professor Vachet wird alle diese Einwendungen spielend erledigen. Es sind schon so viele seltsame Dinge bewiesen worden, warum nicht auch diese Behauptung? Das nächste Problem bitte! — —

Boy.

Oekonomie der Kräfte

Ein witziger Kopf hat kürzlich eine „Oekonomie der Kräfte" aufgestellt und kommt dabei zu Ergebnissen, die für unsere dicken Mitbürger nicht wenig schmeichelhaft sind, da sie zeigen, welche enormen Kräfteerzeuger unsere lieben Korpulenzen sind. Es gibt bekanntlich sogenannte „Normalgewichte", die von Aerzten sorgfältig errechnet sind, und zwar soll das Normalgewicht des Mannes soviel Kilogramm betragen, wie die Körpergröße in Zentimetern einen Meter übersteigt. Nehmen wir nun an, daß ein Mann auch nur 20 Prozent mehr wiegt, als er nach der ebengenannten Formel wiegen sollte, so ergeben sich im Laufe der Jahre Mehrleistungen an Kräfteaufwand, die kaum auszudrücken sind. Bei einem täglichen Weg von 5000 Metern ergibt sich z. B. bei einem 180 Pfünder, der 20 Prozent zu schwer ist, eine tägliche Mehrleistung von 75 000 Meterkilogrammen, also im Jahre nicht weniger als 28 Millionen Meterkilogramm. Das sind böse Zahlen und bitterböse ist auch die Statistik, denn es läßt sich nachweisen, daß unsere lieben „Fattys" ein paar Jahre früher abrollen als wir Magerlinge. — Uebrigens ließe sich die „Oekonomie der Kräfte" noch weiter ausbauen. Wieviel unnötige Worte verschwendet man täglich! Was macht das in einem Jahre, in 10 Jahren? Wie oft ärgert man sich über den „lieben" Nächsten, über die Verwandtschaft, über den Geldbriefträger, der immer Nachnahmen bringt, wenn man gerade eine Ueberweisung erwartet. Millionen von Energieeinheiten aller Art werden jedes Jahr von jedem Menschen verschwendet. Es gibt keinen ökonomischen Menschen. Gott sei Dank!

Die armen Ehemänner

Wie die meisten Dinge, schreibt Lady Kitty Vincent, eine englische Aristokratin, haben auch die Ehemänner ihr Gutes. (Hört, hört!)

Der Ehemann, der diese ersten Zeilen gelesen, rückt sich die Krawatte zurecht und schaut siegessicher seine Frau an: „Siehst du wohl!" Aber seine Frau nimmt ihm das Blatt aus der Hand und liest triumphierend weiter:

„Oft weiß ich allerdings nicht, was ich mit ihm anfangen soll, aber dann wieder erkenne ich seine guten und nützlichen Seiten. Haben Sie z. B. schon einmal bemerkt, was für schöne seidene Schlipse und Taschentücher Ihr Mann besitzt? Solche Dinge sind sehr kostspielig, und wir Frauen, die wir so viel für unsere Toilette ausgeben müssen, können uns oft nicht die beste Seide leisten. Der Mann aber kauft sich immer die beste Qualität, und wenn man ihm daher eine seidene Krawatte oder ein seidenes Tuch fortnimmt, hat man den besten Stoff zur Garnierung oder zum Schmuck und — er merkt es nicht einmal!" — (Der Ehemann: O, es ist empörend!) — Dann hört er, das Gesicht in zornige Falten gelegt, den Bericht weiter an, wobei sich seine Züge langsam aufhellen:

„Bei seinem Mann wird man immer ein aufrichtiges Urteil über seine Kleidung finden. Für mich ist er das letzte Orakel. Wenn mir die Schneiderin versichert hat, daß ich in dem neuen Crepe de chine-Kleid wie eine Achtzehnjährige aussehen würde, dann frage ich immer meinen Mann, und er sagt mit schöner Offenheit: „Um Gottes willen! Du wirst doch nicht so etwas tragen, was Dich so alt macht!" Dann weiß ich, was ich zu tun habe. Er allein sagt mir die Wahrheit, und es ist besser, diese zu erfahren, bevor ich das Kleid kaufe. Und schließlich — wenn man alle seine Freundinnen mit der Erzählung seiner Leiden gelangweilt hat und keine einem mehr zuhören will, dann bleibt einem immer noch der Mann, an dessen Busen man sich flüchtet und dessen schöne Pflicht es ist, alle Leiden mit einem gemeinsam zu tragen. Es lohnt sich also wirklich, die Unbequemlichkeiten auf sich zu nehmen, die solch ein Ehemann mit sich bringt. Er hat auch sein Gutes, und das Leben ohne ihn kann einem auf die Dauer langweilig werden."

Darauf sehen sich die Gatten an, die Frau lächelt, der Mann lächelt, und sie fallen sich in die Arme.

Erhöhte Feuersicherheit durch Stahlholz

Die zahlreichen großen Brandkatastrophen der letzten Jahre haben die Technik in ihren Bemühungen nicht ruhen lassen, neue Mittel ausfindig zu machen, die einen wesentlich höheren Brandschutz gewährleisten. Die behördlichen Stellen, denen die Ueberwachung der Sicherheit auf diesem Gebiete anvertraut ist, wirken ihrerseits mit aller Macht darauf hin, daß alle Neuerungen, die zur Erhöhung der Feuersicherheit von der Technik herausgebracht werden, möglichst auch zur Anwendung kommen. Man ist sich klar darüber, daß eines der bisherigen größten Gefahren-

momente die übermäßige Verwendung von Holz war, ein Material, das namentlich bei Großbauten die allerschlimmsten Gefahren heraufbeschwören mußte. Zwei der größten deutschen Konzerne haben nunmehr eine glückliche Kombination von Stahl und Holz herausgebracht, die einerseits sich die außerordentlichen Vorzüge des Stahls dienstbar macht und andererseits eine der besten Eigenschaften des Holzes mitzuverwerten sucht. Der Innenausstattung von Büros- und Verkaufsräumen gibt die Holzverkleidung zweifellos eine wohltuende, anheimelnde Wärme, während unverkleideter Stahl kalt und unter Umständen auch recht unfreundlich wirkt. Das jetzt erfundene Stahlholz beruht auf dem Verfahren, Stahl mit Hilfe der Photographie mit naturgetreuer Holzmaserung zu versehen, so daß Stahlmöbel nunmehr von Holzmöbel rein äußerlich nicht mehr zu unterscheiden sind. Auch auf die Innenausstattung von Verkehrsmitteln aller Art läßt sich das neue Verfahren vortrefflich anwenden.

Aus der Werkstatt des Erdbebenforschers.

Ueber ein auch den Laien stark interessierendes Thema spricht M. G. Koganowsky-Wien in einer naturwissenschaftlichen Umschau. Wir werden uns wohl schon oft gefragt haben, wie der Vorgang sich abspielt, wenn die Seismographen Erdbeben in fernsten Zonen registrieren. Wie ist es nur möglich, daß ein Apparat derartig ferne Erschütterungen anzuzeigen vermag? Da möchte man wohl gern einen Blick in die Werkstatt des Erdbebenforschers werfen und sich einen solchen Seismographen anschauen. Für den Laien geradezu unvorstellbar ist die Genauigkeit und Empfindlichkeit der großen Erdbebenmesser oder Seismographen. Meistens stellen sie eine Art großen und schweren Pendels dar, welches die geringsten Erschütterungen der Erdrinde verzeichnen. Das Pendel schreibt nämlich ständig eine Linie auf einen durch ein Uhrwerk gedrehten Papierstreifen und so zeigt sich jede Erderschütterung als Zickzackform dieser Linie. (Vergl. Aneroidbarograph.) Die großen Seismographen sind so empfindlich, daß sie nicht nur auf eigenen Grundpfeilern im Observatorium ruhen müssen, sondern auch mittels Fernrohren aus Distanz abgelesen werden. Der Wiener Seismograph wiegt 1300 Kilogramm. Daß er jeden Wagen, der auf der Hohen Warte vorbeifährt, verzeichnet, ist selbstverständlich. Bei genauer Untersuchung seiner aufgezeichneten und durch kein Erdbeben erschütterten Kurven zeigten sich gewisse regelmäßige Erschütterungen. Sie erwiesen sich als die Brandung des Ozeans an der westeuropäischen Küste. Der Seismograph war so empfindlich, daß er diesen feinsten Pulsschlag der Erde, der sich durch ganz Europa fortgepflanzt hatte, verzeichnete. Noch empfindlicher ist das Erdbebenpendel in Göttingen, welches 17 000 Kilogramm wiegt. Wenn sich in einer Entfernung von 10—15 Metern von diesem Pendel ein Mensch in Liegestütz begibt, d. h. nur auf den Fußspitzen und Handtellern am Boden ruht, so verzeichnet dieser Seismograph die Pulsschläge des Menschen. So ist es erklärlich, wieso die europäischen Instrumente jedes größere Beben in anderen Erdteilen verzeichnen können, da sich diese Erschütterungen nur ganz schwach zeigen, während jedes schwächere Nachbeben bei diesen hochempfindlichen Apparaten Störungen hervorruft. Für die eventuellen Nahbeben sind daher kleinere und weniger empfindliche Apparate aufgestellt.

Der Zahlenteufel geht um

Mathematische Anekdoten gibt es ungeheuer viel. Man hat sie seit undenklichen Zeiten in die Welt gesetzt, seitdem sich überhaupt Menschen für komplizierte Rechnungsarten und vor allem für Gleichungen zu interessieren begannen.

Das Testament des Arabers.

Eine alte arabische Aufgabe lautet: Ein reicher Araber hinterläßt seinen drei Söhnen eine Kamelherde. Da er aber deren Zahl nicht genau kannte, bestimmte er testamentarisch, daß der Aelteste die Hälfte, der Mittlere den 3. Teil und der Jüngste den 9 Teil erhalten sollte. Nach dem Tode des Arabers zeigte sich, daß die Kamelherde 17 Stück zählte. Wie sollte man nun 17 in zwei, drei und neun Teile teilen? In ihrer Sorge begaben sich die Söhne zu einem klugen Kadi. Dieser riet ihnen, sich noch ein Kamel zu leihen und dann die Teilung vorzunehmen. Die Brüder verfuhren nach diesem Rat. Nun fielen dem Aeltesten 9, dem Mittleren 6 und dem Jüngsten 2 Kamele zu. Nachdem sie alle Kamele gezählt hatten, zeigte sich, daß sie 17 besaßen, also gab man das geliehene Kamel wieder zurück.

Dieses Resultat ist nur scheinbar paradox. Aus der Summe dieser Teile aber, in die der Vater den Söhnen die ganze Schar zu teilen befahl ($\frac{1}{2} + \frac{1}{3} + \frac{1}{9} = \frac{17}{18}$), können wir uns überzeugen, daß, wenn die Teilung genau nach dem Wortlaut des Testaments erfolgt wäre, $\frac{1}{18}$ des Erbes von dieser Teilung nicht erfaßt worden wäre. In Wirklichkeit erhielt also jeder weniger, als der Vater bestimmte, der eine $\frac{1}{2}$, der andere $\frac{1}{3}$ und der dritte $\frac{1}{9}$ eines Kamels weniger.

Bettler und Teufel.

Eine neuere Aufgabe. Ein Bettler ging seines Weges dahin und klagte: „Wie schwer ist mein Schicksal, andere sind glücklicher, bei anderen macht Geld wieder Geld, aber auf mich fällt dieses Glück nicht herab! Ich will gar nicht so hoch hinaus und würde mich gar nicht ärgern, wenn sich diese Pfennige, die ich in der Tasche habe, plötzlich verdoppeln würden und wenn sich diese Summe wiederum verdoppeln würde usw. Ha, dann könnte man sich helfen und sich sogar zum Fürsten emporschwingen. Aber einem Bettler will selbst der Teufel nicht helfen!"

Auf diese Worte erschien der Teufel plötzlich neben dem Bettler und sprach: „Sprich keinen Unsinn, Alter, der Teufel weiß stets Hilfe. „Schau her, siehst du jene kleine Brücke, die über den Fluß führt?" — „Ich sehe," stotterte der erschrockene Bettler.

„Du brauchst nur über jene Brücke zu gehen und deine Pfennige werden sich verdoppeln, kehrst du über sie zurück, wirst du wiederum zweimal mehr als vorher haben: nur mußt du mir dafür, daß ich dich zum Millionär mache, ein Lösegeld zahlen. Für jeden Gang über die Brücke zahlst du mir 24 Pfenige."

„Das ist kein großer Verlust, was schaden mir schon 24 Pfennige für jeden Gang!" Der Bettler ging über die Brücke. Und o Wunder, das Geld verdoppelte sich wirklich. Er warf dem Teufel 24 Pfennige hin und lief ein zweitesmal über die Brücke. Das Geld verdoppelte sich und er gab dem Teufel wieder 24 Pfg. Er ging zum drittenmal über die Brücke. Da sah er, daß er zwar wieder die doppelte Summe besaß, aber daß es im Ganzen nur 24 Pfennige waren. Wieviel hatte er im Anfang gehabt?

Diese Aufgabe muß man vom Ende aus lösen. Nach dem letzten Gang über die Brücke besaß der Bettler 24 Pfennige, also muß er vorher 12 Pfennige gehabt haben, die nach der Abgabe an den Teufel übrig geblieben waren; mithin besaß er nach dem zweiten Gang 36 Pfennige. Daraus folgt, daß er den zweiten Gang mit 18 Pfennigen begonnen hatte. Diese 18 Pfennige blieben ihm nach dem ersten Gange und der Abgabe von 24 Pfennigen an den Teufel, also daß er nach dem ersten Gang über die Brücke im ganzen 18 + 24 = 42 Pfennige besaß, mithin im Anfang 21 Pfennige, die der „Teufel geholt hatte"...!

Der Knabe Karl ....

Der berühmte Mathematiker Karl Gauß erhielt, als er sieben Jahre alt war zugleich mit anderen Schülern folgende Aufgabe: Die Summe aller Zahle von 1—40 zu finden. Der Lehrer war sicher, daß er auf diese Weise Beschäftigung für eine Stunde gefunden hatte. Aber es verflossen nur einige Minuten, als sich eine frohe Stimme meldete: „Ich bin fertig, Herr Professor!"

Und vor der Nase des Lehrer fand sich ein Heft mit der Aufschrift Karl Gauß ein. „Wart, du Lausbub, ich werde dir solche Pfuschereien schon abgewöhnen!" rief der Lehrer und schaute auf die Aufgabe. Im Heft war indessen statt mühseliger Rechnungen nur eine Zahl zu finden: 820. Auf welche Art war Gauß so schnell zu diesem Resultat gelangt: Als er die vom Lehrer diktierte Aufgabe hörte, spielte sich in seinem genialen Kopfe folgender Prozeß ab: 1 + 40 = 41, 2 + 39 = 41, 3 + 38 = 41 usw. Die allergrößte und die allerniedrigste Zahl ergibt summiert stets 41, mithin multipliziert er stat zeitraubender Summierungen 41 × 20 und schrieb das Resultat auf. Auf diese Art lernte der Lehrer zum erstenmal die ungewöhnliche Begabung des Knaben kennen, für den er sich auch sofort interessierte.

Bauer und Händler.

Welcher Kauf ist besser, der eines ganzen Pferdes oder der Kauf der Hufnägel? Davon überzeugte sich an seiner eigenen Haut ein russischer Bauer. Er kaufte von einem Händler ein Pferd für 156 Rubel, mußte sich aber bald überzeugen, daß diese Transaktion unvorteilhaft war und er bemühte sich um Rückgabe des Geldes. Daraufhin schlug ihm der Händler folgendes vor:

„Hör zu, Bauer, ich schenke dir dieses Pferd, kaufe mir aber seine Hufnägel ab. Und diese verkaufe ich dir fast umsonst. Für einen bezahlst du mir 1 Poluschka (¼ Kopeke), für den zweiten Nagel 2, für den dritten Nagel 4 usw. Der Bauer willigte mit Freuden in solch ein Geschäft ein. Wie aber erging es ihm? In jedem Huf sind 6 Nägel. Die Berechnung führt also zur Summe der geometrischen Progression, die sich aus 24 Positionen zusammensetzt: $1 + 2 + 2^2 + 2^3 + 2^4 + 2^5$ usw. Die Summe beträgt 40 943 Rubel und 3.40 Kopeken. Bei einem solchen Preise der Nägel war das Geschenk des Kaufmanns nur scheinbar.